

# Karl Barth und unsere theologische Existenz heute!

VON GEORGES CASALIS

„Er gehört zu den Toten die nie sterben“

Thomas Borge, jetzt Innenminister Nicaraguas, am 7.11.1976 aus dem Gefängnis zum Tode Carlos Fonsecas, des Mitbegründers der FSLN – Sandinistischen Front der Nationalen Befreiung

## I.

Er ist so ein Mensch seiner Zeit, daß wir, wenn wir *seine* Praxis und seinen Unterricht ernst nehmen, voll in der *unsrigen*, einer anderen Zeit zu stehen und zu widerstehen haben.

Des öfteren sagt er uns: werdet bloß nicht Barthianer; wiederholt mich nicht. Ich habe nur einen kleinen Anfang gemacht; es bleibt noch viel zu tun. Ihr sollt es besser machen als ich. – Er strengt sich an, um alles zu bedenken, eine Fülle von Problemen anzufassen. Er schlägt Lösungen vor, ist nicht zufrieden, wenn wir nicht mit ihm einverstanden sind; aber seine Methode zwingt uns keine Orthodoxie auf. Sein Denken bleibt offen; er erzieht uns zur Freiheit ihm gegenüber – in der festen Überzeugung, daß ein echter Pädagoge (und er ist es in einer musterhaften Weise!) seine Schüler nicht an sich selbst binden soll, wohl aber an die Liebe zur Wahrheit, die nicht als Besitz genommen, nur immer gesucht, erhofft und als Geschenk empfangen werden kann. Von seinem letzten Assistenten, Eberhard Busch, wissen wir, daß er am Ende seines Lebens ernsthaft mit dem Gedanken spielt, seine ganze Theologie mit dem Ansatzpunkt eines Schleiermacher bzw. eines Bultmann neu anzufangen. Wie Georg Merz in sehr bayerischer Redeweise einmal zu ihm sagt: „Karl, es gibt um Dich herum viele Ährenleser und wenig selbständige Denker; letztere allein sind Deine echten Schüler.“ Mehr kann man ihn nicht mißverstehen, als wenn man ihn rezitiert. Die Piste verfolgen, die er eröffnet hat, heißt in der Dialektik zwischen Ehrfurcht vor der Tradition und schöpferischem Erfinden ständig unterwegs sein.

Er erhebt in der Tat nie den Anspruch, *die* endgültige Theologie zu formulieren, vielmehr handelt, spricht und schreibt er immer mit einer letzten Konsequenz *für* Hier und Heute – „*hic et nunc*“ heißt dann auch in Frankreich die Zeitschrift der jungen Barthianer der dreißiger Jahre. Seine Hoffnung ist, daß wir es ihm darin gleich tun. Seine Theologie ist kräftige Dichtung: der Dichter als Poet ist der, der den geheimen Sinn der Welt ergründet und vermittelt.

Indem er dies tut, schafft er symbolisch und prophetisch die neue Gestalt der Erde. Sein theologischer Werdegang, seine rigorose Methode sind das modernste, das permanenteste an seinem Werk.

## II.

### *Ökumene als Quelle und Ziel seiner theologischen Existenz*

1. Ökumene heißt hier im ursprünglichen Sinn des Wortes „die bewohnte Erde“, wie im Neuen Testament, etwa Mt 24,14; Lk 2,1; 4,5ff. So versteht sich Barth selbstverständlich als „politisches Tier“ („Zoon politikon“, vergleiche Aristoteles, Politik III, 4, 1278b, 19–21). Er ist zunächst ein Mit-Mensch, ein soziales Wesen, und als *solches* lebt und glaubt er. Ganz und gar im Politischen verankert, weiß er sich auch der Politik, also der Kunst und Verantwortung verpflichtet, durch Gerechtigkeit und Frieden das Glück aller Menschen zu schaffen. Und mit einem planetarischen Bewußtsein und Gewissen will er durchaus seine Pflicht als Schweizer Bürger und Soldat erfüllen. Die Spannung zwischen der vaterländischen Überzeugung und der universalen Perspektive bringt ihn oft in Konflikt mit den verschiedenen Obrigkeiten, denen gegenüber er seinen politischen Dienst bis zu den extremsten Grenzen der Kritik wahrnimmt: 1935 aus dem Hitlerreich ausgewiesen, weil er sich weigerte, den vom Regime vorgeschriebenen Amtseid ohne Einschränkung zu leisten, ist er bald auch den Berner Behörden suspekt. Sein unbedingtes Nein zum Nationalsozialismus wird ihm vielfach als Übertreibung demokratischer Neigungen ausgelegt, wie ihn auch später seine Weigerung, die roten Regime Osteuropas mit der braunen Diktatur zu identifizieren, den schärfsten Vorwürfen derselben konservativen Kreise des Westens aussetzt.

Unklassifizierbar den ethischen, geistigen, ideologischen Kategorien der jeweiligen etablierten Ordnungen nach ist er vielfach ein Isolierter, ein Einzelgänger; und doch: es sammeln sich um ihn herum Menschen aller Sorten, die als Unterdrückte, Ausgestoßene, Opponenten aller politischen oder kirchlichen Machtsysteme seine Persönlichkeit als befreiend, seine Solidarität als Grund zu neuer Hoffnung und Lebensmöglichkeit empfinden. Darunter sind die Gefangenen der Strafanstalt Basel, denen er in seinen monatlichen Predigten die „Freiheit der Gebundenen“ verkündet; darunter sind so und so viele Studentlein, denen er unbegrenzt aus seiner Zeit und Tasche schenkt; darunter sind so und so viele katholische Gläubige, die die Hoffnung einer Rückkehr Roms zum evangeliumgemäßen Glauben nicht verloren haben. Sie warten ebenso wie die vom Stalinismus erdrück-

ten Tschechen auf einen Frühling, der bald kommen, bald wieder erstickt werden wird. Darunter sind so und so viele einfache Menschen, die in ihrer Ratlosigkeit etwas Licht von ihm erwarten, das er – unter den Wolken der qualmenden Pfeife und nach manchem Stottern und Zögern – plötzlich scheinen läßt. Dazu kommen die unzähligen Briefe, die als Antwort oder als Überraschung ihre Empfänger erreichen. Ich selbst weiß von einer solchen:

1939 schreibt er uns einen „Brief nach Frankreich“, in dem er seine Situationsanalyse in drei wesentlichen Punkten entwickelt: – der jetzige Krieg hat seine Ursache im faulen Friedensvertrag von 1919, der das deutsche Volk übermäßig gedemütigt und so den hitlerischen Propagandamühlen Wasser zugeführt hat;

– das deutsche Volk ist an sich nicht böse, aber es ist seit Luther Opfer einer falschen Staatslehre. Man muß ihm helfen, das vernichtete innere und äußere Recht wiederherzustellen. Deswegen muß man, als Mensch und Christ, dem mörderischen hitlerischen Wahnsinn ein Ende setzen. „Il faut en finir“, schreibt er mehrmals.

– Es könne sein, daß der deutsche Führer den Krieg gewinne. Das wäre dann der gerechte Lohn für unsere geistigen und politischen Fehler der Vergangenheit. Unser Sieg könnte nur Gnade sein. Mit einer eventuellen Niederlage würde der unerläßliche Widerstand eine andre Form annehmen müssen.

Der Brief wird nicht gut aufgenommen. Die drei Punkte werden in der besonderen Stimmung – Angst und Nationalismus – des Winters 1939/40 von Volk und Kirche weder verstanden noch geschluckt, und die französische Zensur macht die Verbreitung des vollen Wortlauts schier unmöglich.

Entgegen all unseren Illusionen hat Barth bekanntlich recht. Es kommt die fürchterliche Enttäuschung und Ernüchterung des Sommers 1940. Kaum aus der besiegten Armee entlassen, bin ich Anfang Oktober wieder in Basel. Ich frage ihn, ob er es nicht für gut halte, einen zweiten Brief an uns zu schreiben. Er schüttelt den Kopf und meint, daß er doch schon alles gesagt habe. Als ich mich eine Woche später von ihm verabschiede, reicht er mir einen eben von Charlotte von Kirschbaum getippten Text „Eine Frage und Bitte an die Protestanten in Frankreich“. Mit Nachdruck bekräftigt er seine Analyse von 1939: eine Möglichkeit des Paktierens, der Neutralität gibt es dem Nationalsozialismus gegenüber nicht. Auch nach dem Sieg an der Westfront ist mehr denn je Widerstand geboten, auch zugunsten des deutschen Volkes und vieler anderer Völker. Als Bürger eines „neutralen“ Staates, dessen Rolle er in diesem historischen Moment

rechtfertigt (und wir werden bald erfahren, wie entscheidend für unsere geheimen Unternehmungen die Insel Schweiz ist!), ruft er uns zu, daß in Anbetracht eines „Wunders des Antichrist“ und der anscheinend triumphierenden „Revolution des Nihilismus“ der Krieg mit anderen Mitteln weiterzuführen sei. Vor allem sollten wir Buße nicht mit Ergebung in die Hände des Feindes und Demut hinsichtlich des geschichtlichen Gerichts, das wir erleiden, nicht mit Resignation und Passivität verwechseln. Auferstehung sei die aktuelle Parole! An der Schwelle zum vier Jahre währenden Widerstand, in der Verwirrung der Vichy- und Kollaborationszeit sind die Worte dieses zweiten Briefs Steine des Anstoßes, an denen sich die Geister scheiden. Die Zensur verbietet die Veröffentlichung des Textes endgültig. Wir müssen ihn samt Nachrichten von Martin Niemöller und Predigten des Grafen Galen/Münster im ökumenischen Untergrundblatt „Témoignage chrétien“ erscheinen lassen. Er wird von den Widerstandskämpfern unaufhörlich meditiert, kommentiert und überall als tägliches Brot weitergegeben.

2. Er ist Sozialist! Friedrich-Wilhelm Marquardt zeigt es eindeutig in seinem schönen, unentbehrlichen Buch, an dem – wie am politischen Verhalten Karl Barths – die Meinungen und Urteile auseinandergehen – nicht nur zwischen „Ährenlesern“ und selbständigen Geistern, sondern auch zwischen der Theo-Ideologie des Bürgertums und den Freiheitskämpfern, die wissen, daß die Zeit des Widerstands nicht zu Ende ist; daß Auferstehung in einem mit Aufstand geht und daß *Erbgebung* falsch ist, wenn sie zum Alibi für *Erhebung* wird. Nicht um der Anarchie willen, sondern weil die Sache der Entrechteten jede echte Politik motiviert und ihr die Ziele setzt – auch der alte Löwe beißt noch scharf: 1966 schreibt er kurz vor seinem achtzigsten Geburtstag auf Anfrage eines Mitglieds der Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ folgendes:

„An die 25 Veranstalter und an die 25000 Teilnehmer jener Großkundgebung ‚Kein anderes Evangelium‘ würde ich die Frage richten: Seid ihr willig und bereit, eine ähnliche ‚Bewegung‘ und ‚Großkundgebung‘ zu starten und zu besuchen:

- Gegen das Begehren nach Ausrüstung der westdeutschen Armee mit Atomwaffen? Gegen den Krieg und die Kriegführung der mit Westdeutschland verbündeten Amerikaner in Vietnam? Gegen die immer wieder sich ereignenden Ausbrüche eines wüsten Antisemitismus (Gräberschändungen) in Westdeutschland?
- Für einen Friedensschluß Westdeutschlands mit den osteuropäischen Staaten unter Anerkennung der seit 1945 bestehenden Grenzen?

Wenn euer richtiges Bekenntnis zu dem nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift für uns gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus *das* in sich schließt und ausspricht, dann ist es ein *rechtes*, kostbares und fruchtbares Bekenntnis. Wenn es

das nicht in sich schließt und ausspricht, dann ist es in seiner ganzen Richtigkeit *kein rechtes*, sondern ein totes, billiges, Mücken-seigendes und Kamele-verschluckendes und also pharisäisches Bekenntnis.

Das ist es, was ich zu dem, was am 6. März 1966 in der Dortmunder Westfalen-Halle geschehen ist, zu sagen habe.

Mit freundlichem Gruß

Basel, am 16. 3. 1966“

3. Dieses Dokument einer musterhaften ökumenischen, d. h. weltweiten Verantwortung verlangt einige Bemerkungen:

- Zunächst fällt die Geistesfrische und Energie des Greises auf, der schon einige schwere Krankheiten hinter sich hat. Die „Altersmilde“, die er sich oft selbst zuspricht, schließt die Schärfe der weltweiten Analyse und des radikalen politischen Engagements in keiner Weise aus, sondern ein.
- Beide bilden nicht nur den Rahmen, sondern den Boden seiner theologischen Aussagen. Schon 1917 schreibt er während der Arbeit am Römerbrief: „Was man erlebt, die Praxis, ist selbstverständlich Voraussetzung und Quelle aller religiösen Äußerungen.“ Durch sein ganzes vielseitiges, aber vor allem sein theologisches Werk hindurch ist die Situationsbezogenheit seines Wortes offenkundig: die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, die Kriegs- und Nachkriegszeiten, das Vor- und Nachher der Oktoberrevolution, die Entwicklung der Weimarer Republik, der Aufstieg des Nationalsozialismus, das Dritte Reich und seine militärischen Unternehmen, die Herrschaft der beiden Supermächte nach 1945, aber auch die Situation in den sozialistischen Ländern färben jeweils seine Äußerungen. Allein in den 9000 Seiten der „Kirchlichen Dogmatik“ kann man alle Ereignisse der Geschichte seiner Zeit ablesen. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens wird er sich immer bewußter, daß „das Erwachen Asiens und Afrikas wohl *das* Problem der Zukunft sein wird“.
- Das wird konkret in der leidenschaftlichen Art und Weise, mit der er sich über Politik informiert. Kaum ist die erste Mozart-Schallplatte des Tages angehört, greift er nach der Zeitung, behält die ihm wichtigen Nachrichten und reiht sie unter den verschiedenen Fächern seines erstaunlichen Gedächtnisses ein. Er liest mit großem Genuß geschichtliche Bücher, mit einer Vorliebe für Memoiren. Wenn man ihn besucht, erkundigt er sich zuerst neugierig nach unserer Analyse, auch nach unsrer besonderen Kenntnis dieses oder jenes Ausschnitts der Weltsituation. Erst nachdem er uns ausgefragt hat, kommt man in das eigentlich theologische Gespräch hinein. 1938 sind wir jeden Dienstag in seiner Wohnung am St. Albansring 86 zu einem offenen theologischen Abend

versammelt. Einer von uns äußert sich über ein politisches Ereignis so unvorsichtig und oberflächlich, daß Barth die Pfeife niederlegt – untrügliches Zeichen einer großen Erregung – und in sehr scharfem Ton bemerkt: Meine Herren, wenn sie solche politischen Meinungen mit meiner Theologie glauben vereinbaren zu können, so beweisen Sie nur, daß Sie von meiner Vorlesung nichts verstanden haben. Von nun an werden wir einmal pro Monat einen rein politischen offenen Abend halten. – Und so geschieht es.

- Die „dialektische Theologie“ entsteht fortlaufend als Gespräch mit den politischen Strömungen und Ideologien der Zeit, als lebendige Beziehung zu allerlei Menschen, darunter vielen Atheisten. Wohlbemerkt, der andere, die Situation ist nicht das „Wort Gottes“. Es gibt aber kein Wort, das ich für mich allein ohne den anderen, ohne eine bewußte Beziehung zur Situation vernehmen oder weitergeben kann. *Das Fleisch ist nicht das Wort, aber dieses ist nie fleischlos!*
- Dies bedeutet, daß seine Theologie gegen allen Anschein grundsätzlich *kontextual* und nicht primär *konzeptual* ist. Das kommt klar zum Vorschein in den Briefen, in den Früh- und Spätschriften wie auch in manchen Vorworten der „Kirchlichen Dogmatik“. F.-W. Marquardt hat es so formuliert:

(a) die Theologie Barths hat ihre Wurzel in seiner sozialistischen Tätigkeit; (b) die theologische Forschung Barths bezweckt die Klarlegung der organischen Beziehung zwischen der Heiligen Schrift und der Tageszeitung, zwischen der neuen Welt Gottes und der zerfallenden bürgerlichen Gesellschaft; (c) der objektive Inhalt dieses theologischen Ganges ist die Erarbeitung eines Gottesbegriffs.

Dabei sind zwei Überlegungen zu formulieren: Wenn man Barth vorhält, das Ergebnis hänge also wesentlich davon ab, welche Zeitung man liest, so antwortet er: Und wie man die Bibel versteht! Es handelt sich in der Tat um eine prophetische Lesung beider Schriften, die einerseits die Blindheit des Fanatismus, andererseits die Taubheit des Fundamentalismus ausschließt. Ohne es so zu formulieren, liest er die biblischen Schriften mit der kritischen Frage, wie die jeweiligen Verfasser das Heute Gottes in unserer Gegenwart bezeugen; und er liest die Tageszeitung mit dem Willen, oberflächliche und tiefere Aktualität zu unterscheiden. Der evangelische Philosoph Paul Ricoeur, der von Barth Entscheidendes gelernt hat, faßt den Tatbestand so zusammen: „Alles entscheidet sich in jedem Augenblick in einem ständigen Dialog zwischen dem Verständnis der Bibel und dem Verständnis unserer Zeit.“ Das schließt jeden servilen Liberalismus aus: *geistig* werden beide Quellen (nicht der Offenbarung, sondern der Information und der evangeliums-

gemäßen Interpretation ökumenischer Wirklichkeit) ausgeschöpft. Nur weil er diesen ständigen Prozeß in der Barthschen Hermeneutik ignoriert oder unterschätzt, kann Bonhoeffer gegenüber der Theologie des reifen Barth den Vorwurf des „Offenbarungspositivismus“ formulieren.

- Aufregend, geradezu faszinierend ist die Behauptung, daß auf dem Wege seiner sozialistischen Praxis und eines originären Erkenntnisprozesses Barth zu einem neuen Gottesbegriff gelange; „Der ganz Andere“ ist der, der im Gegensatz zu dem Gott der Liberalen und der Orthodoxen, der Religiössozialen und der Pietisten nicht postuliert, sondern Schritt für Schritt als der „in Freiheit Liebende“ entdeckt wird. Er ist der, der nicht nur das Schreien der elenden Welt hört, sondern es auch inspiriert und dadurch den Menschen die Kraft der Revolte schenkt, durch die die oppressive Gesellschaft umgeworfen und revolutionäre Maßnahmen getroffen werden, die Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden fördern. Der ganz andere Gott kann weder uniformiert noch annektiert werden. Niemand kann von sich behaupten, er stehe ein für alle Mal auf der Seite Gottes. Aber Gott ergreift für die Unterdrückten Partei. Er will die Armen befreien. Sein kommendes Reich zerstört alle ungerechten Mächte und inhumanen Systeme. Seine Revolution schafft für die ganze Ökumene eine neue Welt des Lebens im Glück.

### III.

#### *Die Revolution Gottes und die Christen*

1. Die lebendige Gemeinde des lebendigen Herrn Jesus Christus hat den Auftrag, die Revolution Gottes, d. h. zunächst seine Hinneigung zu allen Opfern aller Gesellschaften und Regime zu bezeugen. Sie ist dieser ihrer Berufung treu, indem sie den Ganz-Anderen, der in Jesus Christus seine Praxis der radikalen Veränderung der Welt offenbart hat, für alle sichtbar und hörbar werden läßt.

Dies führt sie selbstverständlich auf einen Weg, auf dem sie in ihrer Existenz manifestiert, daß die Kraft Gottes ganz anders ist als die Mächte der sündigen Ökumene, in der Nationalismus, Staatsterrorismus, Imperialismus und Klassenkämpfe der Reichen gegen die Armen eine mörderische internationale Unordnung verursachen. Das Ernstnehmen der Ganz-Andersartigkeit Gottes erweist sich in der Nachfolge Jesu, also in einem Geist und in Strukturen selbstloser Solidarität, die auf allen Feldern ökumenischer Zusammengehörigkeit konkret werden müssen. Die Kenose, die

Entäußerung Gottes in der Person Jesu, wird freiwillig und gehorsam im Leben der Jünger aufgenommen. Sie führt aber einen erbitterten Kampf gegen jene Entfremdung, die durch die dominierenden Mächte den Völkern und einzelnen Menschen aufgezwungen wird (Man weiß, daß Karl Marx diesen zentralen Begriff seiner Lehre der lutherischen Übersetzung von Phil 2,7 entnimmt). Nur wenn sie machtlos und arm die Hierarchie der Ämter durch die Unterordnung der Dienste ersetzt, ist die Kirche „Leib Christi“, echte Repräsentation seines vergangenen und gegenwärtigen Befreiungswerkes an der Ökumene. Eine Machtkirche ist total unbedeutsam, völlig durch die Strukturen der ungerechten Herrschaften beschlagnahmt. Es kann aber hier und dort durch das Wunder des Geistes im Schreien der Armen dazu kommen, daß sie sich bekehrt und damit zu dem Ganz-Anderen wird, zum Hort der Freiheit, zum Schutz der Verfolgten und zum Anwalt der Gefangenen. Man denke unter vielen anderen an die Beispiele Brasiliens, Haitis, der Philippinen und Südafrikas.

Nur wenn die Kirche das tut, also das Evangelium *lebt*, hat ihr Wort Bedeutung. Wie Gott tut, was er sagt, so hängt die Glaubwürdigkeit der Gemeinde an der Kohärenz und Konsequenz zwischen ihrer Predigt und ihrer sozialen Existenz. Das ist der beste Ertrag der Religionssoziologie der letzten Jahrzehnte, der schon in den Schriften von Dietrich Bonhoeffer und Camilo Torres deutlich formuliert ist.

2. Die Nachfolge ist durchaus mit dem Begriff und der Realität der „teuren Gnade“ verbunden; die kenotische Praxis ist untrennbar von einem zu zahlenden Preis. Wenn Otto Dibelius einmal das XX. Jahrhundert als „Jahrhundert der Kirche“ definiert hat, so bezeichnet das für Barth, der dieses Wort oft mit leichter Ironie zitiert, die Zeit, in der die Kirche aufhört, die strenge, triumphierende Mutter der Völker zu sein, und auf die Probe gestellt wird: Verbleibt sie ruhig und farblos im Rahmen der konstantinischen Pakte, die im Osten wie im Süden, im Westen wie im Norden weiter in Kraft sind, so kann sie toleriert werden und weiterhin eine oft sehr offizielle, manchmal mehr versteckte, bequeme Existenz führen. Wird sie aber innerhalb oder jenseits der unbeweglichen Institutionen zur Schar derer, die dem Gekreuzigten-Auferstandenen folgen, indem sie das *Kreuz der Anderen* auf sich nehmen – dann ist die Stunde der Anfechtung da. Barth ist sich dessen bewußt, und seine ganze Theologie ist von dieser Perspektive durchzogen. Deswegen wird er immer wieder dort gehört, wo die Verfolgung brennt und die Gemeinde die schwere und fröhliche Erfahrung des Märtyrertums durchmachen muß. Schon in den 20er Jahren sieht er voraus: die lebendige Gemeinde ist „bekenkende

Kirche“, die um jeden Preis ihre Verantwortung für die Ökumene wahrnimmt.

Als er zum berühmten Gespräch unter vier Augen vor Hitler steht, sagt Martin Niemöller zum Führer, der ihn über die Gründe seiner offenkundigen Opposition ausfragt: Ich bin verantwortlich für das deutsche Volk. – Der entgegnet ihm: Überlassen Sie mir diese Verantwortung – und der Bekenner wird bis zum Kriegsende eingesperrt. Der Diktator aber, der wie die Dämonen Angst hat vor dem lebendigen Gott, sagt mehrmals von ihm: Er ist *mein* Gefangener!

Andere wie Dietrich Bonhoeffer und Paul Schneider werden ermordet, weil man ihr unüberhörbares Wort zum Ersticken bringen, ihr klares politisches Engagement aus der Geschichte verschwinden lassen will. Nach ihnen dehnt sich die evangeliumsaktive Wolke über die ganze Ökumene aus: Eduardo Mondlane in Mozambique, Martin Luther King in den USA, Camilo Torres in Kolumbien, Oscar Arnulfo Romero und Marianella Garcia Villas in Salvador, Pierre Grosjean und Maurice Demière in Nicaragua sammeln sich zu dieser Schar von Blutzugehen, von Toten, die nie sterben, sondern weiterhin in den Kämpfen und Liturgien der sich befreienden Armen *leben*.

3. „Die Schrift sagt uns, daß der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen. Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat seiner Anordnung an. Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten. Sie vertraut und gehorcht der Kraft des Wortes, durch das Gott alle Dinge trägt“ – immer wieder die Verantwortung derer, die auf das lebendige Wort antworten bzw. die sich einmal vor dem Ganz-Anderen zu verantworten haben werden für die Art und Weise, wie sie die Solidarität mit der Ökumene jetzt wahrnehmen. Der von Barth verfaßte und von der 1. Bekenntnissynode am 31.5.1934 angenommene Text der 5. These der „Theologischen Erklärung zur gegenwärtigen Lage der deutschen evangelischen Kirche“ wird im darauffolgenden Jahr eindrucksvoll konkretisiert in der Widmung des „Credos“: „Im Gedenken an Alle, die standen, stehen und stehen werden“. Barmen ist in jeder Hinsicht ein musterhaftes ökumenisches Dokument. Es formuliert allem Unerträglich-Unmenschlichen gegenüber das radikale Nein, das im unbedingten Ja zu der vom lebendigen Gott geliebten und zur Versöhnung und Erlösung bestimmten Ökumene

enthalten ist. Es ist zum Rückgrat des geistigen Widerstands in der ganzen Welt geworden.

Dies erwirkt eine Scheidung der Geister, nicht nur weil die lebendige Gemeinde im Namen des Evangeliums in radikale Konflikte mit den gesellschaftlichen Mächten und Institutionen gerät, sondern auch und leider, weil innerhalb der Kirchen manche Gruppen und Personen immer die Partei der Stärkeren gegen die Schwächeren ergreifen. Seine primäre Treue zur Ökumene bringt Barth also zu scharfen Stellungnahmen innerhalb dessen, was man „Ökumenische Bewegung“ nennt.

#### IV.

##### *Die Revolution Gottes und die Konfessionen*

Ich habe schon betont, daß ihn sein Erlebnis und Verständnis des lebendigen Gottes zu klaren Unterscheidungen von manchen protestantischen Strömungen führt. Jetzt sei hinzugefügt, wie sich sein Verhältnis zum traditionellen Luthertum und zum römischen Katholizismus allmählich entwickelt:

1. Unversöhnt ist und bleibt er mit dem *Luthertum* wegen der sogenannten Zwei-Reiche-Lehre. Er geht so weit, daß er in ihr die bleibende Ursache der politischen Irrtümer des deutschen Volkes sieht.

„Es leidet . . . das deutsche Volk an der Erbschaft eines besonders tiefsinnigen und gerade darum besonders wilden, unweisen, lebensunkundigen Heidentums. Und es leidet an der Erbschaft des größten christlichen Deutschen: an dem Irrtum Martin Luthers hinsichtlich des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium, von weltlicher und geistlicher Ordnung und Macht, durch den sein natürliches Heidentum nicht sowohl begrenzt und beschränkt, als vielmehr ideologisch verklärt, bestätigt und bestärkt worden ist. Alle Völker haben solche Erbschaften aus dem Heidentum und aus gewissen ihr Heidentum bestärkenden christlichen Irrtümern. Alle Völker haben infolgedessen ihre bösen Träume. Der Hitlerismus ist der gegenwärtige böse Traum des erst in der lutherischen Form christianisierten deutschen Heiden“ (Brief nach Frankreich, 1939).

Kompromißlos verfolgt er demgegenüber die klare calvinistische Linie: „Evangelium und Gesetz“ – das Gesetz als ein der Botschaft der Gnade Untergeordnetes, als eine konkrete Form der Verheißung, als ein Wegweiser für diejenigen, die unterwegs zur Freiheit sind; „Rechtfertigung und Recht“ – das Zivilgesetz ist nur dann gesund, wenn es die Gebote der zweiten Tafel widerspiegelt, und das durch Christi Tod und Auferstehung wiederhergestellte positive Verhältnis zwischen Gott und der Menschheit hat zur Folge die Schaffung einer Gesellschaft, in der die Macht dem Recht

und der Justiz unterstellt wird; „Christengemeinde und Bürgergemeinde“ – erstere ist permanenter Faktor der Genesung und Gesundheit der letzteren.

2. Sein schöpferischer Beitrag zur „Genfer Ökumene“, zu der er nach Zeiten einer sehr kritischen Zurückhaltung eine immer positivere Beziehung gewinnt, besteht darin, eine positive reformierte Position zu vertreten.

„... Ich komme hier dem Zentralthema unserer Konferenz nahe: die Unordnung des Menschen und Gottes Heilsplan. Als Reformierte werden Sie mir zugestimmt haben, als ich am ersten Tag der Versammlung sagte: diese Art, die Frage zu stellen, ist falsch; man muß die Reihenfolge vertauschen: der Heilsplan Gottes und die Unordnung des Menschen. Wer das nicht versteht, ist kein Reformierter.

Aber wir müssen dann sagen, daß dieses „Und“, das die Worte verbindet, eigentlich reformiert ist, Rechtfertigung und Heiligung, Kirche und Staat. Eine wahre Kirche kann mit diesem „und“ nicht sparsam sein. Wenn es dies ist, was Amsterdam sagen wollte, d. h.: wenn man, indem man vom Wesen der Kirche sprach, zur gleichen Zeit von der Kirche in ihren Beziehungen zur Welt sprechen wollte, von der Verantwortlichkeit der Kirche für die Welt – nicht von der Kirche, die das Reich Gottes auf Erden kommen lassen will, sondern von der Kirche, deren Treue einen Erfolg weder sucht noch erwartet – dann sind wir uns einig: weil wir durch Gott gerechtfertigt sind, sind wir auch für seinen Dienst geheiligt . . .“ (Die reformierten Kirchen im Ökumenischen Rat, inoffizieller Vortrag in Amsterdam, 1948).

Die hier vertretene Position steht in keiner Weise im Gegensatz zu dem vorhin beschriebenen „induktiven“ Prozeß der theologischen Ausarbeitung. Barth bezieht hier wie immer eine polemische Stellung. Er konfrontiert die natürliche Theologie, also die These derer, die sich „Freiballonfahrten in den Himmel einer humanistischen Theologie erlauben“. Noch einmal: die Situation ist der Boden, der Rahmen, der Ort der Theologie; ihr Maßstab aber ist die Heilige Schrift. Das induktive Moment, in dessen Verlauf die Schreie der Welt vernommen und die konkrete Bezogenheit der Theologie klargestellt werden, ist untrennbar von einem „deduktiven“ Moment, das durch Exegese, dogmatische Formulierung und Hermeneutik das Bekennen der Kirche jetzt und hier in jeweils neuen und originären Ausdrucksweisen entstehen läßt. Jedes Moment hat seine Spezifika und darf auf keinen Fall mit dem anderen verwechselt werden. Wechselseitigkeit hingegen ist hier der Prüfstein echter Theologie!

Was Barth über alles fürchtet und radikal ablehnt, ist die „humanistische Theologie“, auf deren Boden die Menschen sich willkürlich einen Gott konstruieren, der ebenso ohnmächtig ist wie das goldene Kalb, dessen Bild aber den wahren Gott ebenso wie den wahren Menschen entstellt und

verrät. Allein die verschiedenartigen Zeugnisse der biblischen Schriften sind für den evangelischen Glauben maßgebend. Das Erlebnis der Welt muß ständig vom Wort durchleuchtet werden, damit bekennende Gemeinde geschieht.

3. Deswegen nimmt Barth sein Leben lang der *römisch-katholischen Kirche* gegenüber eine eindeutige Position ein. Zwar sagt er im selben Amsterdamer Vortrag: „Als Reformierte müssen wir über die Grenzen unserer Denominationen hinausblicken: unser reformiertes Erbe verpflichtet uns, gute ‚Ökumeniker‘ zu sein . . . Als Schüler Calvins sollten wir die bescheidene Kunst fertigbringen, die darin besteht, für die Botschaft Anderer offen zu sein.“ Aber er endet seine Äußerungen mit einigen Sätzen, die ich nicht kürzen will:

„Sind Sie als Reformierte einverstanden, mit mir das Wort wieder aufzunehmen, das ich meinem anglo-katholischen Freund Ramsay sagte: Ich bedaure, daß ihr den Papst nicht verwerft? – Ich hoffe, daß wir nicht über die Tatsache enttäuscht sind, daß kein Kardinal – vom Vatikan entsandt – hierher gekommen ist und sich an den Präsidententisch an die Seite von Marc Boegner gesetzt hat. Wir wollen nicht sentimental werden. Wir können uns nicht mit der römischen Kirche verbinden. Die Dinge sind einmal so, wie sie sind: die römische Kirche konnte im Blick auf Amsterdam keine andere Stellung einnehmen als die, welche sie eingenommen hat: *sint ut sunt aut non sint* (sie sind, wie sie sind, oder sie sind nicht). Ich schlage Ihnen auch vor, auf unnötige Tränen zu verzichten, die bestimmte Leute unter uns über die Abwesenheit Roms zu vergießen geneigt sind. Da, wo man nicht Jesus allein sagt, sondern Jesus und Maria, da wo man einer irdischen Autorität Unfehlbarkeit zuspricht, können wir nicht anders als ein entschlossenes Nein sagen.“

Im ersten Halbband der „Kirchlichen Dogmatik nimmt er ganz scharf gegen die Epistemologie der katholischen Theologie Stellung:

„Ich halte die *analogia entis* (die Lehre von der seinsmäßig gegebenen Ähnlichkeit zwischen Gott und Mensch) für die Erfindung des Antichrist und denke, daß man ihretwegen nicht katholisch werden kann. Wobei ich mir zugleich erlaube, alle anderen Gründe, die man haben kann, nicht katholisch zu werden, für kurzsichtig und unernsthaft zu halten.“

Diesen 1932 mit letztem Ernst formulierten negativen Sätzen fügt er 1966, nachdem er in Rom feierlich empfangen wird, hinzu:

„Ich zähle mich zu denen, die sich an den ernsthaften und gewaltigen Bewegungen, die in der katholischen Kirche vor und an und nach dem Konzil entstanden sind und offenbar weitergehen, ohne Optimismus, aber in christlicher Hoffnung aufrichtig freuen.“ Dazu die nüchterne Bemerkung: „Keine Sorge, ich werde nicht katholisch.“

Kein Problem: seine feste reformierte Überzeugung, aber auch seine phantastische Fähigkeit, in der steten Anwendung der „Sympathiemethode“ auf andere zu hören, bringen ihm den Respekt, die Liebe auch

seiner Gegner ein. In der Gedenkfeier im Münster zu Basel sagt Hans Küng am 14. Dezember 1968:

„Mit diesem seinem positiven Protest, seinen großen evangelischen Intentionen . . . hat Karl Barth die protestantische Theologie selbst für uns Katholiken zu einem ernsthaften, evangelischen Diskussionspartner gemacht. Und mit diesem Protest hat er zugleich viele von uns Katholiken aufgeweckt: sein auch in der Dogmatik prophetisches Wort wurde auch in unserer Kirche gehört; und er selber war erstaunt, wie gut es gehört wurde. Karl Barth ist . . . zu einem der geistigen Väter der katholischen Erneuerung im Zusammenhang mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil geworden, einer Erneuerung, die ihn in den letzten Jahren manchmal traurig froh fragte ließ, ob heute der Geist Gottes in der katholischen Kirche nicht lebendiger sei als in seiner eigenen.“

Doch 1984 – stünde er da nicht auf der Seite Leonardo Boffs gegen Joseph Ratzinger? Aber auch: wie viele protestantische Theologen stehen heute auf der Seite Ratzingers gegen Boff! Auch die bürgerliche Theologie ist ökumenisch.

„Wir weigern uns, uns auf die Alternative ‚katholisch oder protestantisch‘ festlegen zu lassen“, sagt er in der schon zitierten Amsterdamer Rede von 1948. „Wir antworten: wir sind katholische Protestanten oder – wenn Sie es vorziehen – protestantische Katholiken. Unsere unmittelbaren Nachbarn (Lutheraner, Methodisten . . .) sind übrigens in derselben Lage wie wir; und mit ihnen bemühen wir uns um die Einheit.“

Er hält nichts vom Konfessionalismus. Am selben 14. Dezember 1968 erzählt W. A. Visser 't Hooft:

In der Vorbereitung der Ökumenischen Versammlung von Evanston 1954, für die er das wichtige Vorbereitungsheft schreibt, wird in Bossey über „Bibel und Bekenntnis“ gesprochen. Ein Teilnehmer hatte einen dicken Band der Bekenntnisschriften seiner Kirche vor sich und zitiert manchmal daraus. Barth wurde ungeduldig, nahm sein griechisches Neues Testament und legte es auf die Bekenntnisschriften. Alle verstanden, was er sagen wollte.

4. Er ist reformiert. Seine Theologie ist kritisch-calvinistisch. Doch das Entscheidende ist, daß man aus der Tradition nie ein Alibi für die Geschichte macht, aus der Treue zu den Vätern nie einen Verrat an den heutigen Menschen. Deswegen kann es auch sein, daß er die Gegenwart des befreienden Auferstandenen-Gekreuzigten besser unter den offiziellen Katholiken als unter den angeblichen „Protestanten“ (= Bekennern) vernimmt. Daher seine letzte, unvollendete Botschaft, die er in seinen allerletzten Tagen verfaßt: Aufbrechen – Umkehren – Bekennen:

„Die drei genannten Begriffe bezeichnen nicht Merkmale, Wesenszüge, Strukturen der Kirche, sondern unter drei verschiedenen, aber zusammenhängenden Gesichtspunkten die *eine* Bewegung, in der sich die Kirche befindet. Diese eine Bewegung der Kirche *ereignet* sich . . . Uns interessiert jetzt und hier im besonderen, daß sie sich heute gleichzeitig in der römisch-katholischen (ich sage lieber: der

petrinisch-katholischen) und in der *evangelisch*-katholischen (wir sind nämlich auch katholisch) Konfession ereignet bzw. sichtbar wird: auffallenderweise vorläufig sichtbarer oder spektakulärer im Raum der ‚petrinischen‘ als in der ‚evangelischen‘ Konfession. Aber ohne Zweifel: Ereignis als Sinn und Zweck der Institution, Institution nur als Abschlußrampe für das Ereignis. Allein die Ereignishoffenden bzw. -wollenden, wo sie auch herkommen mögen, sind ‚die lebendige Gemeinde des lebendigen Herrn Jesus Christus‘.“

Das ist eine Überzeugung, die überall in der Welt bis hin zum gemeinsamen Zelebrieren der Eucharistie konkret durchgeführt wird; und dies trotz aller konfessionellen Verbote und Sanktionierungen. Unbeweglichkeit und Aufbruchsstimmung trennen *heute* die Christen mehr als ihre überlieferte Konfessionszugehörigkeit.

5. „Ich halte die *analogia entis* für die Erfindung des Antichrist . . .“ – der berühmte Satz des Vorworts zur „Kirchlichen Dogmatik“ 1932 nimmt nicht einfach von der Metaphysik als Grundlage theologischer Erkenntnis Abschied. Oder vielmehr er tut dies doch, damit sich Ereignis und Erlebnis der Offenbarung im Glauben fest im historischen und geschichtlichen Offenbarer der Liebe Gottes zur Menschheit verankern lassen und von da aus der systematische Aufbau gewonnen wird. Im Mensch-gewordenen Gott wird die wahre Menschheit erkannt, aber zugleich der wahre Gott, der als ein unverdientes und unerwartetes Wunder die *analogia relationis* durch das Geschenk seiner Liebe schafft. Es ist aber bei Barth diese doppelte Entscheidung (Negation und Position!) ein klares Zeichen dafür, daß ihn nicht die Natur, wohl aber das Tun Gottes interessiert: allein in seiner konkreten Tat wird das Wesen Gottes erkannt. Das „Ich bin, der ich bin“ von Ex 3,14 soll nach neuester Forschung heißen: Ich bin der, der sein läßt, die Quelle des Lebens, der Befreier. Kein Bild Gottes also außerhalb des Lebens, des Todes und der Auferstehung Jesu von Nazareth, außerhalb seiner Praxis und seines Wortes. Keine Ontologie also außerhalb der konkreten Existenz Gottes auf Erden, außerhalb seiner Hinwendung zu uns, aus seiner, seine unendliche Liebe manifestierenden Kenose. Sein Wort eröffnet eine positive Geschichte: sein Bild auf Erden ist der Mensch, die Gemeinde derer, die die Gegenwart verantwortlich und mutig anpacken und so Geburtshelfer der humanen Zukunft und des ewigen Reiches werden.

## V.

„Um zum Abschluß zu kommen!“

Es muß betont werden, daß es sich hier um eine persönliche Interpretation Barths handelt. Seine theologische Nachkommenschaft ist auseinan-

dergegangen; seine Einsichten aber haben sich unerhört ausgebreitet. Indem ich diesen Essay verfaßt habe, fühle ich mich ihm gegenüber durchaus in einer schöpferischen, dankbaren und fröhlichen Nachkommenschaft. Andere mögen hier von mir divergieren. Das ist ihr gutes Recht. Ich für mein Teil wäre nicht der, der ich bin, ohne ihn so zu vernehmen.

Der Name Leonardo Boff ist in diesem Text nicht von ungefähr gefallen. Die heutige Strömung der „Theologie der Befreiung“ verdankt Karl Barth viel, unbewußt und auch manchmal sehr bewußt. Sie unterscheidet sich weithin von ihm in der Art und Weise, wie sie mit Werkzeugen und Kategorien, die er nicht besaß, permanent eine Gesellschaftsanalyse durchführt, die mit der Befreiungspraxis zusammenhängt. Auffallend ist, daß sie keine Furcht hat vor der Ideologie, weil sie sie in der Auffassung von Engels versteht, während bei Barth der Begriff ausschließlich in der negativen Interpretation durch Marx vorliegt.

„Nur ja die Ohren nicht hängen lassen! Nie! Denn es wird regiert, nicht nur in Moskau oder in Washington oder in Peking, sondern es wird regiert, und zwar hier auf Erden, aber ganz von oben, vom Himmel her! Gott steht im Regiment! Darum fürchte ich mich nicht. Bleiben wir doch zuversichtlich auch in den dunkelsten Augenblicken! Lassen wir die Hoffnung nicht sinken, die Hoffnung für alle Menschen, für die ganze Völkerwelt! Gott läßt uns nicht fallen, keinen einzigen von uns und uns alle miteinander nicht! Es wird regiert!“

Diese Blumhardt gemäßen Worte sind am Abend des 9. Dezember 1968 zugleich die Zusammenfassung des Lebens und die Kernbotschaft dieses großen Bürgers der jetzigen und kommenden Ökumene.